

A watercolor illustration of a town street. On the left, a tall, narrow building with many windows and a red flower box. In the center, a street with a red car and a black lamppost. On the right, a church tower with a dark spire and a clock face. The background shows green hills under a cloudy sky.

Horst Reiner Menzel

Die Tuchmacha

Eine leidenschaftliche Heimat-Geschichte beginnend mit dem
Erwachen des Industriezeitalters im 19. Jahrhundert der
Spremlberger Tuchmacherdynastien

Inhaltsverzeichnis

Die handelnden Personen

Vorwort

Einführung

Gedicht: Die Spreeballade

Gedicht: Die Bücherwurm Jacke

Erster Teil

Kapitel 01 Der vertauschte Prinz

Kapitel 02 Gottlob Gentner

Kapitel 03 Gerda und Werner

Gedicht: Das Kochsdorfer Kreuzchen

Gedicht: Maiandacht

Kapitel 04 Leonore Hortense

Gedicht: Lebensquell

Kapitel 05 Die Gasanstalt

Kapitel 06 Die Plinse

Kapitel 07 Das Mittagessen

Kapitel 08 Der unterirdische Gang

Kapitel 09 Die Tuchmachergilde

Kapitel 10 Die Michelsons

Kapitel 11 Die Gründung der Firma Richard

Kapitel 12 Sorgenfalten

Kapitel 13 Die Katholische Kirche-
Kapitel 14 Das Versprechen
Kapitel 15 Die Liebe und viel Menschliches
Kapitel 16 Rückblick: Der Brand
Kapitel 17 Die Hochzeit des Jahres
Kapitel 18 Die Rückkehr der Helden
Kapitel 19 Die Familie Sinapius
Kapitel 20 Verlockungen des Nichterlaubten
Kapitel 21 Die Elektrifizierung
Kapitel 22 Erna und Josef
Kapitel 23 Explosion und das Krankenhaus
Kapitel 24 Gesellschaft für Stromerzeugung
Kapitel 25 Die große Überschwemmung
Kapitel 26 Die Braunkohle

Zweiter Teil

Kapitel 27 Bahnen – Denkmäler und andere
Ereignisse
Kapitel 28 Die Spremberger Originale
Kapitel 29 Spremberger Familien , Vereine u.
Geschäfte
 Gedicht: Die Perle der Lausitz
 Gedicht: Gedicht: Bienenfleiß
 Gedicht: Die Wege des Lebens
Kapitel 30 Die Sorben und das Brauchtum
 Gedicht: Nun ruhen alle Wälder

Kapitel 31 Die jüdischen Mitbürger der Stadt

Kapitel 32 Die Festung Spremberg

Kapitel 33 Spremberg Historisches

Anhang 1 Adress-Buch Spremberg von 1932

Anhang 2 Streifzug durch die Perle der Lausitz

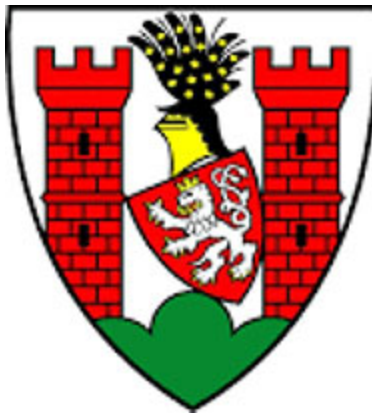
Anhang 3 Stadtansichten Märkischer Bote

Die handelnden Personen:

Gottlob Gentner	Schlossermeister Spremberg
Gustav Neumann	Schmied in Spremberg
Paula Neumann	Seine Frau
Gerda (Gerdi)	Seine Tochter
Werner Schmidt	Handwerker und Fuhrknecht
Florian Bethke	Apotheker
Emma Bartels	Freundin von Gerda
Fix Hänschen	Der schlimme „Finger“
Jakob Michelson	Tuchmacher Fabrik
Gertrud Michelson	Seine Frau
Hermine Michelson	Tuchmacher-Tochter
Alfred Richard	Weber aus der Oberlausitz
Carl Richard	Weber sein Bruder
Hans Wieland	Elektro-Ingenieur
Waltraud Gerster	Oma von Hermine
Leonore Hortense	1.Tochter von Mahlmanns
Magda-Helene	2.Tochter von Mahlmanns
Louise Mahlmann	Frau von Otto Mahlmann
Otto Mahlmann	Mühlenbesitzer
Markus Mahlmann	1. Sohn des Müllers
Berthold Mahlmann	2. Sohn des Müllers und Katholischer Pfarrer
Nowka	Nachbar von Florian Bethke

Georg Schmidt	Tanzlehrer
Erna Heinze	Ehefrau des Fabrikanten Heinze
Gottfried Heinze	Tuch-Fabrikant
Alexander Heinze	Sohn der Heinze' s
Josef Biermann	Vater vom kleinen Alexander
Anna Sinapius	Anna Tochter der Familie →
Wilhelm Sinapius	Tuchwarenfabrikant
Emma Sinapius	seine Frau
Stadt Medikus	Doktor Theo Malade
Superintendent	Karl Ludwig Beppel Ev. Kirche
Firmen	C. & A. Richard
Betrieb	Fleischerei Kadach
Polske	Berg Drogerie Polske
Julius Merle	Gemischtwarenladen
Adolf Budich	Frisörmeister
Werner Kadach	Fleischwaren
Schmidt Julius	Kolonialwaren
Berthold Gäßner	Weinstube
Georg Andreas Krause	Badehaus und Altwarenhandlung
Otto Kanisch	Schuhgeschäft
Fritz Großmann	Molkereiwaren Heinrichsfelder-Allee
Metag Hans	Schneiderei
Wilhelm Hübel	Kaufhaus

Rotes Kreuz	Hilfsorganisation
Paul Mörmann	Fotografen Geschäft vormals Thiem & Heppert
Werner Wieland	Ingenieur
Gerhard Branske	Kohlengruben
Albert von Voigt	Kapitalanleger



Vorwort

Ein paar Leser werden anmerken: Nun Herr Autor, hören Sie doch endlich auf, wir schreiben das Jahr 2020 und wollen davon nichts mehr wissen, vom Krieg, Elend und Zerstörung usw. Ja so dachte ich lange Jahre und viele meiner Zeitgenossen auch, doch dann kamen mir Zweifel, sollte man nicht der Nachwelt etwas hinterlassen, ein mahnendes Beispiel geben, ja, wer sollte es denn noch tun? Die meisten Zeitzeugen sind schon verstorben und was sie an Informationen hinterlassen haben, ist in alle Winde zerstreut. Das war für mich der Anlass dieses Buch zu schreiben, das waren mir die vielen Stunden wert, die ich für Recherche und bei der Niederschrift aufwendete. Doch genauso wichtig, wie in jedem Jahr, immer wieder Gedenkfeiern gegen den Krieg und das Leiden der sechs Millionen KZ-Toten stattfinden, muss uns immer und immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden, was damals geschah, auch in der Kleinstadt Spremberg in der Nieder-Lausitz. Aber genauso, sollte man die Leiden der deutschen Bevölkerung, auch nicht vergessen und das waren nicht alles Nazis. Die meisten von ihnen waren ganz „normale Menschen“ wie Sie und ich. Das ist mein Anliegen und es darf genauso wenig in Vergessenheit geraten, wie die

Schandtaten der Besatzungsmächte, die das ganze deutsche Volk für die Ereignisse der 12 Jahre Hitler Diktatur bestrafen wollten. Insbesondere sind hier die Sowjets zu nennen, die sich widerrechtlich ein schönes Stück Polen aneigneten und im Potsdamer Abkommen, ihren Machtbereich bis an die Oder/Neiße Linie ausdehnten.

Wenn man aber Geschichte richtig deutet, ist niemals nur ein Volk das allein Schuldige. Es ist wie in einer Ehe, oder unter Freunden, die sich streiten. Es sind immer mehrere beteiligt, nie nur einer allein, der eine mehr und der andere weniger. Ursachen und Wirkungen zu verstehen, das ist die Botschaft, die dieses Buch vermitteln will. Es gab keinen Grund für Napoleon Bonaparte ganz Europa zu überfallen und zu zerstören, außer seiner unbegrenzten Machtgier. Es gab auch keinen Grund für Hitler und Stalin, das arme, kleine Polen unter sich aufzuteilen. Damals wurde der Grundstein gelegt, auch für alles, was danach geschah, einschließlich der Gräuel, welche der Kommunismus über die Völker gebracht hat. Ist das alles auch schon vergessen? Es gab auch keinen Grund für die Völker Europas, die Juden über Jahrhunderte zu verfolgen, sie sind genauso Menschen wie du und ich, nicht besser und nicht schlechter. Es waren nicht die ersten Juden-Pogrome, welche die Nazi-Verbrecher zu verantworten haben. Aber es waren viele kleine Bausteine, die man in ganz Europa aufsammeln kann, welche dazu geführt haben. Es gab auch keinen Grund für die Katholische Kirche, der halben Welt ihren alleinseligmachenden Glauben aufzuzwingen. Das waren nicht nur die Kreuzritter mit Feuer und Schwert, oder die Inquisition mit ihrem Psychoterror, ganz zu schweigen vom Dreißigjährigen Krieg, der ganz Europa entvölkerte. Es gab auch keinen Grund, die indigenen Völker zu überfallen zu töten und in ganz Nordamerika, die Indianer abzuschlachten. Wir sind alle schuldig, in fast jedem Staate der Erde, alle diese Ereignisse haben unendliches Leid über

die Bevölkerungen gebracht, das muss endlich, und zwar von allen Völkern aufgearbeitet werden. Und wenn fast an jedem Tag in den USA ein Schwarzer erschossen wird, so ist es nur die Fortsetzung des Leides der schwarzen Sklaven, die man heute in einer angeblich aufgeklärten Welt, immer noch diskreditiert, verprügelt und tötet. Und wenn Sie mich fragen, auch die Israelis scheinen nicht viel aus ihrer eigenen Geschichte gelernt zu haben, statt mit den Völkern, in ihrem gelobten Land Frieden zu machen, töten sie und werden getötet, wann hört das alles endlich auf?

Der Autor

Einführung

Die Spree und ihre Nebengewässer gehören zu den Einzugsgebieten der Dame, der Havel und der Elbe, die bei Hamburg in die Nordsee mündet. In ihrem Oberlauf durchmisst die Spree aus ihren drei Quellen gespeist, die Braunkohlenreviere der Nieder-Lausitz. Ihnen fielen in den vergangenen 40 DDR-Jahren, durch die rücksichtslose Ausbeutung, tausende von uralten bäuerlichen Anwesen zum Opfer. Ganze Ortschaften wurden wegen der Braunkohle weggebaggert. Einer der schönsten Nebenflüsse auf dem wir Paddler vom Kanuverein Einheit Spremberg, in den 50er Jahren gepaddelt sind, der „Schöps“, wurde einfach weggebaggert und verkam zu einem öden Kanal, der sein Wasser der Spree zuleitete. Man erkühnte sich in der damaligen Hauptstadt der DDR in Berlin sogar, ganz Spremberg wegzubaggern und die Menschen in alle Winde zu zerstreuen. Was der Krieg und der Kommunismus nicht zerstört hatten, setzte sich nach der Wieder-Vereinigung Deutschlands rigoros fort. Ocker ist ein Farbstoff, der sich bildet, wenn eisenhaltiges Wasser mit Sauerstoff in Berührung kommt, dann fällt er aus. Er färbte jahrzehntelang die Spree dunkelbraun. Erst als sich der vom Tourismus lebende Spreewald zur braunen Jauche verfärbte, wurden die weisen Herrschaften in Berlin wach, denn es hätte ja nicht viel gefehlt und die Brühe wäre am Kanzleramt vorbeigeflossen. Endlich kam Bewegung in die märkischen Kodderschнауzen:

„Mir und mich vawechslich nich, dat kommt bei mich nich vor.“

Der Fluss der Deutschen Hauptstadt wurde gerade noch rechtzeitig gerettet, doch seine Regenerierung wird noch

einmal ein Jahrhundert beanspruchen, weil weiterhin
eisenhaltiges Wasser die Spree braun färbt.

Die Spreeballade

*Springlebendig, lieblich quillt die junge Spree,
aus ihrer Lausitz-Heimat dreifach Quelle,
durchfließt nach Norden reisend manchen See,
lebenspendend überwind`t sie jede Schwelle.*

*Belebend, labend Mensch und Natur,
schwinget durch Felder, Wald und Flur,
anzuschauen gar lieblich ist sie auch,
in die Havel ergießt sich dann ihr Lauf.
Einst trieb sie in Bautzen ein Wasserrad,
zu speisen viele Brunnen in der Stadt,
die Wasserrohre, gedrechselt aus Holz,
das Hebewerk war des Bürgers Stolz.*

*Jene, die früh in diese Idylle kamen,
sagten „Spree am Berge“, des Städtchens Namen.
Weißes- und Mühlenwehr, halten ihren Lauf,
ein kleines Weilchen, in ihrem Streben auf.
Einst murmelte sie durch den Schwanenteich,
nahm ihren Weg entlang des Georgenberg's,
trieb viele Räder des Tuchmacher-Handwerk's,
begradigt zum Kanal, welch übler Streich.*

*Am Georgenberg wuchs einst der Kirchenwein,
dort ruh' n schon lange der Ahnen Gebein,
„Was ihr jetzt seid, das waren wir.
Was wir jetzt sind, das werdet ihr.“
Am Weißen-Wehr, da teilt sich ihr Nass,
jetzt träg geworden von dem Aderlass,
glücklich treffen sich die ungleichen Brüder,
umschlungen an der Liebesinsel wieder.*

*Befreit rauscht liebliche Landschaft dahin,
auf nach Cottbus, dahin steht ihr der Sinn,
Branitzer Park und Spreewald's Inselwiesen,
hier endlich, dürfen frei ihre Wasser fließen.
Schwielochsee, Lebensraum für seltene Tiere,
schon steht sie den Berlinern vor der Türe,
langsam strebt sie zum großen Strome,
windet sich durch die Regierungszone.
So munter sie hüpfte in jungen Tagen,
muss sie im Alter das Kanalsein ertragen,
ihr Lebenslauf endet entrückt ihrem Sinn,*

*träge schiebt sie sich zu der Havel hin.
Könnt' uns gar viele Geschichten erzählen,
von Märchen - Feen und der Menschen-Geschick,
wie sie darben, sich in Drangsalen quälen,
in ihrem Hasten und Streben nach Glück,
von tiefen Wassern und des Lebens Lauf' s,
sind sie doch alle mit Spreewasser getauft.*

Der Fluss der Energieerzeugung

*Den zweiten Teil in dem Gedicht,
ja, den mag ich selber nicht,
hoff noch zu meinen Lebenszeiten,
bald ihn wieder auszustreichen.*

Der Fluss des Todes

*Der Braunkohle Schreckgespenster lachen,
Zauberwort, Arbeitsplätze müssen wir schaffen,
dafür machen sich Politiker zum Affen,
Selbstbetrug, alle wollen nur endlos raffen.
Braune Brühe, Lebendiges nicht zu sehen,
alles tot, denn hier kann nichts überleben,
was hat nur des Menschen Größenwahn,*

dem einst so herrlichen Flusse angetan.

Der Fluss der Mahnung

*Was Wunder, wenn Bürger die Nase voll haben,
niemand kann wie früher in der Spree baden,
nutzen den Menschen paar Arbeitsplätze mehr?
leidet doch die Lebensqualität allzu sehr.
Es darf so nicht weiter gehen auf Erden,
Mensch und Natur müssen wieder Eines werden,
Mahnung! „künftiger“ Generationen wegen,
sollten „heutige“ dieses Kleinod sauber pflegen.*

Rei©Men

Spremberg ist in seiner einzigartigen landschaftlichen Schönheit im Urstromtal der Spree gelegen, ein Kleinod wie man es in der Lausitz selten findet. Das Stadtbild und seine Straßenanlage, hat sich seit dieser frühesten Besiedlungsphase, in der Innenstadt nicht viel verändert. Die Spree hat sich seit Jahrmillionen tief in das Tal eingegraben und teilt sich vor der Stadt in zwei Arme, zu der großen und der kleinen Spree auf, die sich hinter der Stadt im sogenannten Veilchental wieder vereinen. Die höchste Erhebung bildet der Georgenberg, welcher das Stadtbild, mit dem ins Auge springenden Bismarkturm prägt. In früheren Jahrhunderten gehörten Weinberge zum Stadtbild von Spremberg und auch in der Umgebung wurde Wein angebaut. Man glaubt es kaum, selbst auf den Feldern in Slamen standen die Weinstöcke und lieferten den sogenannten Landwein. Auf der Slamer Höhe erinnert der Straßename, „Weinberg“ an diese Zeit. Die Chronisten berichten „dass es ein rechter Krätzer“ gewesen sei, „der wie eine Säge durch den Hals ging.“ Aber die Leute wussten sich zu helfen und verfeinerten den Trinkgenuss mit Zutaten aus Honig und Gewürzen. Sogar die Kirchen mischten mit

und bekamen den Abendmahlwein kostenlos zugeteilt. Die 1867 in Betrieb genommene Bahnstrecke Berlin-Cottbus-Spremberg-Görlitz-Hirschberg-Breslau, bewirkte dann einen erheblichen wirtschaftlichen Aufschwung, Spremberg war mit der Welt verbunden. Der Roman handelt vom Aufstieg der Stadt Spremberg um 1855, und den tiefen Fall einer der reichsten und schönsten Städte in der Lausitz. Das Tuchmacher-Handwerk wurde so gründlich zerstört und die Stadt und das Umfeld, werden noch Jahrzehnte für den Wiederaufbau der einstigen Industriestadt benötigen.

In grauer Vorzeit, vor 250 Millionen Jahren gab es in Mitteleuropa zirka Fünfzig Kaltzeiten, eine der Letzten war die, welche man heute die Eiszeit nennt. Während der Wintersaison schneite es mehr, als in Sommer wegteaute, dieses Eis erstreckte sich über den ganzen Kontinent, von Grönland bis in die Lausitz. Die Gesteinsschichten aus Ton, Sand und Braunkohle, wurden vom Eis übereinander und untereinander geschoben, und erreichten eine Mächtigkeit von vier- bis fünfhundert Metern. Zurück blieben die Muskauer Faltenbogen, die heute noch Zeugnis für diese Ereignisse ablegen. Die Findlinge jener Urzeiten lagerten sich nach der Eisschmelze, in Milliarden großen und kleinen rundgeschliffenen Granit-Steinblöcken, den sogenannten Findlingen in unserer Heimat ab. Fast alle Menschen die sich hier ansiedelten, bauten sich daraus erst ihre Höhlen und Häuser und später Straßen und Einzäunungen, die wir heute noch überall bewundern dürfen. Die Braunkohle, so umstritten sie sein mag, wird bis heute noch als Hauptenergieträger für die Stromerzeugung genutzt, und war die Grundlage für die Industrialisierung in der Region. Die Umgebung von Spremberg, ist inzwischen durchlöchert wie ein Käse, von den unzähligen kleinsten und größeren Kohlegruben bis zu den riesigen Tagebauen, die bis ganz dicht an die Stadt heranreichen. Selbst um die ganze Stadt herum gab es Kohlegruben. Die sogenannten Pulsberger Brüche sind da noch in guter Erinnerung. Sie reichten bis in

die Heinrichsfelder Allee an die Stadt heran. Rechts von der Karl-Marx-Straße und im Wiesenweg, wo heute Häuser stehen, wurde vor Jahrzehnten noch Kohle abgebaut. So muss sich niemand wundern, dass nach der Erfindung der Dampfmaschine, die industrielle Spremberger Tuchmacherei einen ungeahnten Aufschwung erfuhr. Vom Leineweber, der mit seiner ganzen Familie gegen das Verhungern ankämpfte, bis zum Industriearbeiter, war es ein weiter Weg und unsere Vorfahren waren seit zweihundert Jahren dabei gewesen.

Der erste Teil des Buches, entspringt teilweise der Fantasie des Autors, beruht aber in Ermangelung von Überlieferungen der Chronisten, auch auf den geschichtlichen Fakten, welche nur die „Geschichten“ der „hohen Familien des Adels“ notierten, die uns hier nicht zu interessieren haben. Sie geht dann über in eine Zeit, in der erstere in Vergessenheit versank, und eine die uns reale Überlieferungen hinterließ, in das sogenannte Industriezeitalter. Wenn sich Legenden bilden, werden sie meistens als Märchen abgetan. Dabei haben sie in vielen Fällen reale Hintergründe, was wie ein Märchen aus uralter Zeit klingt, erfährt diesen Tatsach, erst durch die Weitergabe über Generationen und von Mund zu Mund. Es liegt ein Briefchen in jedes Menschen Kopf, und ein jeder schreibt es ein ganz kleines bisschen um. Bei jedem Lesen verändert es sich wieder ein wenig. Was danach in Jahrhunderten als Nachricht übrigbleibt, ist nur noch Sage. Die Gebrüder Grimm haben den Volksmärchen nachgespürt und sie für die Ewigkeit aufgeschrieben. In Afrika, wo man des Schreibens und Lesens nicht mächtig war, gab es die Erzählkultur. Meistens waren es ältere Männer, die „Geschichtenerzähler“, welche die Ereignisse und Familiengeschichten von Generation zu Generation weitergaben. Der amerikanische Journalist Alex Haley, ein Nachkomme afrikanischer Sklaven, versuchte in den 1960er Jahren herauszufinden, von wo seine Vorfahren in Afrika verschleppt worden waren. Aus den Erzählungen seiner

Großmutter wusste er, wie sein Großvater in Afrika gekidnappt wurde und schrieb diese Informationen alle auf. Dann reiste er nach Afrika, an die sogenannte Goldküste, und dort von Stamm zu Stamm, eines Tages fand er einen Erzähler, der ihm bis in kleinste Details die Geschichte von der Verschleppung des Häuptlingssohnes erzählte, der eines Tages nicht mehr von einem Jagt-Ausflug zu seinem Stamm zurückkehrte. Er kannte sogar noch den Namen des Mannes, den Namen des Großvaters von Alex Haley.

Im Fernseher laufen nur noch Gewaltkrimis. Doch die Vergangenheit lehrt, dass der sogenannte Verbraucher noch nie gefragt wurde, was er gern sehen oder lesen möchte. Zugegeben, in der Ära des Medienzeitalters und der Bücherschwemme, wird es immer schwerer, wieder etwas Neues zu finden, über das noch nicht geschrieben wurde. Doch gerade diese Entwicklung macht das Lesen von Büchern wieder attraktiv. Allerdings sollte man nicht wahllos auf ungefähre Belletristik zurückgreifen, sondern erst einmal herumstöbern, was es so auf dem Büchermarkt gibt. Ich habe mir für diese Recherche im „Hinterkopf“ ein Stichwörterverzeichnis aufgebaut, auf das ich bei der Auswahl von Büchern, Filmen und Fernsehsendungen zurückgreifen und innerhalb von Sekunden eine Auswahl treffen kann. Das sind z. B. die Klassiker, Historiker, Sach- und Wissensbücher oder Naturfilme. Danach kommen ferne Länder, Schicksal- und Familien- Geschichten, die das Leben schreibt. Was ich nicht mag, kommt in meine Negativliste, wie Krimis, Kriegsorgien und allzu fantastische Science-Fiction Fantasien. Doch nun zu diesem Buch:

In meinen Büchern und Gedichten, habe ich immer nur von Dingen geschrieben, die ich selbst erlebt oder sorgfältig recherchiert habe. Dinge die unglaublich oder zu spinnert sind, kamen darin nie vor. Dieser Roman erzählt die Geschichte meiner Heimatstadt Spremberg in der Lausitz, beginnend in der nachnapoleonischen Zeit nach 1815. Soweit konnte ich auch die Lebensläufe einiger Spremberger

und die meiner eigenen Vorfahren zurückverfolgen. In „Die Tuchmacha“ wird die historische Geschichte der Kleinstadt auf der Spreeinsel in ihrer Blütezeit, und die ihrer reichen Tuchmacherfamilien bis zum Zusammenbruch 1945 erzählt.

Die Bücherwurmjacke

*Alte Jacken sind wie Eselsohren,
über die sich jeder amüsiert,
man hat sie aus Verseh'n verloren,
zufällig beim Lesen arrangiert.*

*Doch zu jeder richt'gen Leseratte,
gehört nun mal `ne alte Jacke,
gemütlich schmökern in 'nem Wolleflor,
erhebt den Geist und steigert den Komfort.*

*Jedoch allmählich mit der Zeit,
schlottern die Ärmel auch schon weit,
du dich in ihr immer wohler fühlst,
wenn du in den Folianten wühlst.*

*Schön bequem und ausgebeult,
treu sie ihren Zweck erfüllt,
es ist die Patina, die sie so ehrt,
perfekt passt sie zum Steckenpferd.*

*Kriegst du langsam graue Haare,
kommt auch sie dann in die Jahre,
wärmt sie dich noch immer prächtig,
hält dich warm, auch mittenächtig.*

*Hast sie dann ganz abgewetzt,
schenkt man dir zum Weihnachtsfest,
aus dem großen Ausverkauf,
eine neue woll'ne Haut.*

*Die Altgediente schaut beleidigt drein,
du machst das mit, nur so zum Schein,*

*denkst: wart`, wir geh'n in meine Klausur,
dort sind wir beide doch zuhause.*

Rei©Men

So, nun wünsche ich Ihnen eine schöne Lesestunde, ich muss nun noch mein beschädigtes Selbstbewusstsein pflegen gehen und ein paar mea culpa beten, weil ich damals meine geliebte Heimatstadt verlassen habe, möge der Leser darüber urteilen was richtig war.

Erster Teil

Kapitel 01 -Der vertauschte Prinz-

Der Marktplatz von Spremberg ist wohl der Kristallisationspunkt der Stadt. Heut noch laufen alle Ein- und Ausfallstraßen hier zusammen. Um ihm herum entwickelte sich die gesamte Stadt im Laufe der Jahrhunderte zu einem bedeutenden Industriezentrum in der Lausitz. Die Ersterwähnung von Spremberg geht einer alten Urkunde zufolge auf das Jahr 1301 zurück.



Um ihn herum hatten sich die großen Hotels angesiedelt. Im Jahre 1852, hatten sich anonyme Angehörige des sächsischen Königshauses, im „Thumann Hotel“ auf einer Reise eingemietet, weil eine Dame hochschwanger war und die Geburt unmittelbar bevorstand. Die hohe Dame kam nieder, gebar jedoch, statt einer langersehnten Tochter, einen weiteren Erbprinzen. Dem Spremberger Töpfer-Meister Lehmann und seiner Ehefrau, wurde am selben Tage, statt eines Sohnes ein weiteres Mädchen geboren. Beide Paare

waren ob des erneuten Pechs enttäuscht. Doch die Hebamme, die beide Kinder entbunden hatte wusste Rat. Sie besprach sich kurz mit den Elternpaaren und ruckzuck, ohne dass es jemand merkte, wurden die beiden Kinder ausgetauscht. Das Mädchen wuchs nun als feine Prinzessin des sächsischen Königshauses auf und der betrogene Prinz unter dem Namen August Lehmann, bei den armen Bürgern der Stadt. Außer seinen Eltern wusste niemand, dass er einst „von königlichem Blut“ abstammte. Doch als er 21 Jahre alt war, erzählten ihm seine „Pflegeeltern“ diese Geschichte, weil sie zu sehr auf ihrem Gewissen lastete. Enttäuscht zog er in die Fremde und kehrte erst Jahre später in seine Heimat zurück. Seine Zieheltern waren gestorben und niemand glaubte ihm seine Geschichte. Wieder hörte man jahrelang nichts mehr von ihm, doch eines Tages kam ein Mann aus Hoyerswerda nach Spremberg und übernachtete im Hotel Thumann. Abends saß man noch bei Gesprächen beisammen und der Gastwirt gab nach einigen Körnchen zu viel, am Stammtisch die alte Geschichte zum Besten. Der Gast horchte auf und erinnerte sich auf dem Friedhof in Hoyerswerda, ein Grabkreuz gesehen zu haben, dass die Inschrift trug: Hier ruht der hoch-edle Prinz von Sachsen, August Lehmann, geboren in der Stadt Spremberg in der Niederlausitz. Möge er den Frieden finden, der ihm im Leben nicht beschieden war.

Kapitel 02 -Gottlob Gentner-

Um das Jahr 1700 kam der damals zwanzigjährige Schlossergeselle Erdmann Gottlob Gentner nach Spremberg. Er war „auf der Walz“ in der Stadt hängengeblieben, irgendwie gefiel sie ihm ganz gut und er blieb. Bei der Schlosserwitwe Maria Dorothea Schulze bekam er Arbeit, weil sie für die Weiterführung des Betriebes einen Schlosser benötigte. Bald loderte bei den beiden nicht nur das

Schmiedefeuer, sondern auch die Liebe brannte in ihren Herzen. Bald darauf machten sie einen „Knopf drauf“ und heirateten. Das Geschäft ließ sich gut an und Gottlob wurde schon bald als Meister in das Innungsbuch eingetragen. Die Ernennung kostete ihn ein paar Fässer Bier, welche aber die „Stadt bezahlte“, wie er schmunzelnd am Stammtisch erwähnte. Wie, die Stadt, wurde er gefragt: Ja, meinte er, ich muss dafür sorgen, dass auf dem Rathausturm die richtige Zeit angezeigt wird, sonst fangt ihr morgens nicht zur rechten Zeit an zu arbeiten. Dafür bekomme ich einen Obolus und den haben wir heute weggesoffen. Und nun muss ich jeden Tag einmal den Turm hochsteigen und die Rathausuhr mit der Kirchenglocke abgleichen, sonst haben wir zwei verschiedene Zeiten und die Faulenzer richten sich morgens immer nach der Uhr die nachgeht und abends nach der die vorgeht. „Ja aba, wennich nu von Grausteen nach hier komme, schaffe ich' s manchma in eener Stunde und das andre mal brauchich zehn Minuten länga,“ „Ja weeste Karle, do musste ebe en bisschen schneller loofen, denn holste die Zeit wieda rin. Und wende inne nächste Zeit wieda moal nach Grausteen kummst, bringst ma de Zeit mit, denn kannich se ooch offen Rathausturm instelle.“

Solche und andere, ähnliche Gespräche machten die Runde, trotzdem wusste keiner so ganz genau, wie die genaue Uhrzeit zustande kam. Aber der kleine Disput löste nicht nur in Spremberg immer wieder Diskussionen aus, denn überall in der Welt konnten die genauen Uhrzeiten, die sich ja nach den Gestirnen richten, nur von Astronomen festgestellt werden. Die Frage war nun, wenn man die genaue Zeit auf einer Uhr hatte, wie konnte man sie über weite Strecken transportieren? Das war Gottlob eigentlich egal, denn er las sie immer von der Kirchturmuhre ab. Doch schon nach kurzer Zeit musste er wieder hoch, um die Rathausuhr nachzustellen. Soviel er auch an der Rathausuhr nachregulierte, alle paar Stunden liefen die beiden Uhren wieder falsch, die Frage war nur, welche der beiden die

falsche Zeit anzeigte. Eines Tages führte er darüber ein Gespräch mit dem Küster der Ev. Kirche und wie erwartet hatte der Mann das gleiche Problem mit seiner Turmuhr, der Unterschied in der Ganggenauigkeit, so hatte er beobachtet, betrug pro Tag bis zu fünf Minuten. Nebenbei erzählte er, dass ein Engländer ein sogenanntes Chronometer gebaut hatte, der sich als Zeitmesser immer weiterverbreitete, aber sehr teuer wäre. „Man sollte ma en Uhrmacha froage, valleicht wees der mehr driebe.“ Beim nächsten Stammtisch kam das Thema zur Sprache, doch der ortsansässige Uhrmacher reparierte hauptsächlich Pendeluhr und auch mal eine Kaminuhr. „Nur reiche Leute,“ meinte er, haben Taschenuhren und die gehen alle ziemlich ungenau.

Aber meinte er: „Ich werde mal nachlesen, was es inzwischen Neues gibt.“ In der nächsten Woche, kam er mit einer Information zurück, die zu denken gab. Der englische Zimmermann John Harrison hatte schon 1759 ein Chronometer für die Schifffahrt gebaut, der eine Genauigkeit von ein bis fünf Sekunden pro Tag anzeigte. Das reichte, um den Längengrad auf hoher See zu bestimmen. Es dauerte dann noch einige Jahre, bis man in Spremberg eine solche Präzisionsuhr anschaffen konnte. Bis dahin schaute man auf die Sonnenuhr und synchronisierte weiterhin die Turmuhren in der Stadt. Diese Aufgabe hatten nun aber die Uhrmacher übernommen und den Schlosser holte man nur, wenn gröbere Arbeiten anstanden. Als Gottlieb starb, übernahm sein Sohn Johann die Schlosserei und führte sie in eine eher schon moderne Faktorei über, in der man Spinnmaschinen herstellte. Ein erster Versuch von der Handspinnerei, zur industriellen Fertigung von Garnen zu kommen, wurde hier unternommen. Als Dank für diese Leistung erhielt er eine Staatsprämie in Form einer modernen Drehbank, die allgemein die Bewunderung der Schlosserkollegen erregte. In der Folge ließ er von der Baufirma Mittag ein Gebäude errichten, in welchem eine Wollspinnerei, eine Tuchwalke und eine Tuchrauerei

arbeitete. In diesem Gebäude wurden hauptsächlich die von der Firma Gentner gefertigten Tuchmachereimaschinen getestet. In der dritten Generation übernahm sein Sohn Theodor die Firma. Er hatte an der Technischen Hochschule in Charlottenburg Maschinenbau studiert und wandelte den Betrieb seines Vaters in eine größere Maschinenfabrik um, in der alles hergestellt wurde, was zur industriellen Fertigung von hochwertigen Tuchen, an modernen Maschinen und Anlagen benötigt wurde. Selbst das Spremberger Gaswerk trug seine Handschrift. Um die Jahrhundertwende übernahm dann sein Sohn Kurt die Firma. Er war ebenfalls Maschinenbauer, ein anerkannter Sachverständiger und führte noch ein Büro für Patentangelegenheiten. Eine Bilderbuchgeschichte die ihres Gleichen sucht, in 100 Jahren, von der einfachen Schlosserei in vier Generationen zur führenden Maschinenfabrik, im weiten Umland aufzusteigen, das konnte sich sehenlassen.

Kapitel 03 -Gerda und Werner-

Der Ochsenkarren blieb einfach so im Dreck stecken. Alle die dem Treck mit ihrer Habe folgten, kamen ins Stocken und die Fuhrwerke schlossen auf. Der Kutscher versuchte noch einmal, das Sechsergespann wieder in Fahrt zu bringen und schlug wie ein wilder auf die Tiere ein, mehrere starke Männer griffen in die Speichen der Räder, doch es rührte sich einfach nichts mehr. Ja, meinte langsam und gedehnt der Ochsen-Werner, so nannten sie ihn, weil er sich bestens mit der Zucht von Rindern und speziell mit Zugtieren, - Holz und Eisen auskannte: „Do wern mer woll ebedo übernaochten müsse.“ Insgeheim nannten sie ihn alle „Den Ochs“ und wenn er es mitbekam, grunzte er in sich hinein, um seinen Ärger nicht erst hochkommen zu lassen. Er war ein schwerer, großknochiger Mann von hohem Wuchs, handwerklich und im Umgang mit Tieren intelligent, aber er

sprach unendlich langsam. Sein stattlicher Wuchs, seine schwarzen Haare, die breiten Schultern und der muskulöse Oberkörper beeindruckten so manche Frau. Doch er hatte trotz vieler Avancen und amouröser Angebote der holden Weiblichkeit, sein sanftmütiges Gegenüber noch nicht finden können. Die Richtige war einfach noch nicht dabei gewesen.

Fixhänschen dagegen, kleinwüchsig aber quicklebendig, rothaarig und beredt, wurde nur von seinen flinken Fingern überholt, wenn er die Fidel in die Hand nahm. Jetzt meinte er: „Dere muschte nonit mer dresche, de kunne nimmer fort. Siescht net, dass Speich broche isch.“ Erst jetzt schauten die Umstehenden auf die Räder und bemerkten, dass unter Wasser ein Radreifen inmitten der Spreefurt abgesprungen war. „Tcho, do wern mer woll de Woage ablode müsse“, meinte der langsame Ochsen-Werner noch gedehnter als sonst, womit er wohl andeuten wollte, dass es länger dauern würde, bis man weiterziehen konnte. Hänschen schaute sich flink wie er war um und suchte nach einem trockenen Plätzchen. Da bot sich eigentlich nur die Wiese vor dem Berghang an, der sich vor ihnen hochreckte. Alles war stark bewaldet und versprach, dass man genügend Feuerholz, vielleicht auch Wildkaninchen, Beeren und Pilze finden würde. Direkt gegenüber befand sich eine freie Fläche mit Gras bewachsen und dahinter zog sich ein Weinberg den Hang hinauf. Das war der richtige Platz zum Rasten, er besprach sich kurz mit Werner, dann lenkte er die anderen Wagen auf den Rastplatz, wo die Tiere gleich anfangen zu grasen, als sie ausgespannt waren. Am Wasser standen die Wasch-Weiber aufgereiht nebeneinander. Sie hatten die Röcke hoch aufgerollt, die Ärmel aufgekrempelt und schlugen Wäsche auf die Ufersteine. Bei jeder Bewegung machten sich ihre Rundungen reizvoll auf die Reise und wenn sie sich dann noch ab und zu nach vorn bückten, hüpfte so manches Männerherz in die Hose. Nach ein paar Minuten hatte sich eine gaffende Menge aus der kleinen Stadt, um dem Treck herum am Ufer angesammelt. Jeder

wollte helfen und gab gut gemeinte Ratschläge, doch es gab auch Filous, die nach schneller Beute Ausschau hielten, die Fuhrleute vom Geschehen abgelenkten, genau beobachteten und sich im hinteren unbeobachteten Teil der Wagenreihe zu schaffen machten.

Eine etwas größere Waschfrau, die fast alle überragte, überschaute diese Aktivitäten vom anderen etwas höheren Ufer und kam zum Ochsen-Werner hinüber, um ihn zu warnen, denn sie hatte beobachtet, wie ein paar stadtbekannte „Schlitzohren“, die sie aus dem Umfeld kannte, weil sie dem Ortsbüttel schon ein paarmal bei kleinen Diebereien aufgefallen waren, an einem Wagen herumfummelten. „Du Große, pascht ma besser uff eier Geschirr uff, sonst räumens die Gambler ab.“ „Hoh hoh“, dehnte sich der Ochsen-Werner zu seiner vollen Größe auf und schaute nach hinten, sodass sie ein wenig zurücktreten musste und nun zu ihm aufschaute. „Du fängst glei mei Pratze ein, schleich di von dannen“, fuhr er einen der Burschen heftig an, „Pascht do hinte moal besser uff ihr Trantüten“, brüllte er seine Kutscher an. Damit machte er gleich allen klar, wer hier der Boss war. Gerda, die Tochter des Schmiedemeisters Gustav Neumann war beeindruckt, denn diesmal hatte er nicht so lähmend langsam gesprochen. So war es immer, wenn er wütend wurde und ihm verbal die „Gäule“ durchgingen. „Ond dank da schen, dass uffgpascht hascht.“ Die „Schmiede-Gerda“, wie sie genannt wurde, sah als „Fachfrau“ natürlich gleich, was passiert war und bot an ihren Vater zu unterrichten, damit er mit dem Stellmacher vorbeikommen sollte, um den Schaden zu beheben. „Ne, ne, wir ham Ersatzräder mit, aber ich würde dann gern mittem kaputte Rad bei eich rumkomm.“ „Doa könntst ma glei mei schweren Wäschekorb trage helfe.“ „Gutt, des mache mir so.“

Die Fuhrknechte hatten inzwischen den Wagen abgeladen und ihn mit einer Wagendeichsel hoch gehiebt. Das Rad war dann schnell ausgetauscht und die Wagenkolonne hatte

sich gegenüber auf der Wiese aufgestellt. Dann luden sie das kaputte Rad und die Schmiede-Gerda, mit ihrer Wäsche auf einen mitgeführten Pferdewagen und ab ging es über den Marktplatz in die Kleinstadt hinein. Ihr Vater staunte nicht schlecht, als die Fuhre in seinem Hof anhielt. Der Ochsen-Werner stemmte den Waschkorb auf die Schulter und fragte: „Wo soller denn hin.“ „Komm mit, unsre Trockenwiese iss ums Haus rum.“ Scheinbar unabsichtlich ging sie ihm nicht voraus, sondern dirigierte ihn mit ein paar Zurufen, dabei beobachtete sie heimlich das Muskelspiel seines starken Oberkörpers. Als hätte er es bemerkt drehte er sich um, worauf sie schnell wegsah, aber es war zu spät, ein breites Grinsen lief über sein Gesicht, ‚sollich oder sollich nich‘, dachte er, doch dann trat er der ‚Katze auf den Schwanz: „Wir machen noaocheer noch en Feier, wege de Mucken, ond dao zu wern ma noch was braote, magst net komme?“, fragte er. Sie überlegte nicht lange und sagte zu. Ihr Vater würde bestimmt wieder meckern: „Zu so ehm fremde Kerl gest, kimmer dir bessa um den Altgesell, damits do amol weitergeht, mit de Noachfolge inne Schmiede“. Aber was kümmerte sie das dumme Geschwätz des Vaters, er musste ja den dummen Kerl, der nur auf die Schmiede scharf war, nicht heiraten. Ein Leben lang hatte er sie spüren lassen, dass sie kein Junge geworden war, der das Geschäft weiterführen konnte. Sie lief schnell zu ihrer Mutter, erzählte ihr alles und bat sie den Vater zu beruhigen, denn die litt ebenso unter diesem unmöglichen Verlangen ihres Mannes. „Hoat halt nich sollen sein“, meinte sie zur Tochter, „mir ham ebe kei Kinda mer bekomme, der Vata tut imma so, als ob ich aleene Schuld wer.“

Gerda wandte sich ab und ging Richtung Schmiede. Dort hatte sich in der Zwischenzeit einiges getan, der Ochsenwerner hatte das Rad in die Schmiede getragen und werkelte an der Werkbank herum. Auf dem Boden stand sein Werkzeugkasten, darin sah sie mehrere Schnitzmesser, Hobel, Stecheisen, Bohrer und Kleinwerkzeuge. Er hatte das